

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

---

### Leidenschule.

Verne schwiegen!  
Schweigen, wenn die andern stritten,  
Was sie alles schon gelitten,  
Verge tief ins eig'ne Herz  
Angstlich deinen heil'gen Schmerz:  
Verne schwiegen!

Verne lächeln!  
Lächeln, wenn die andern wähnen,  
Längst genug sei's nun der Tränen,  
Trauer ist der Welt verhaft;  
Wenn auch banges Weh dich sah:  
Verne lächeln!

Verne tragen!  
Schweigen, lächeln ohne Klagen,  
Jeder Freude still entsagen.  
Wenn man alles Wünschen läßt,  
Innig nur das Kreuz umfaßt:  
Vernt man's tragen!

Verne verzeihen!  
Will der Unverstand dich kränken,  
Mußt geduldig immer denken:  
„Wissen sie's doch besser nicht!“  
Ueb' des Christen schönste Pflicht:  
Und verzeihe!

Verne warten!  
Sollst nicht weinen, sollst nicht klagen,  
Auch dein Leid wird einmal tagen;  
Was das müde Herz auch trug,  
Endlich, endlich wird's genug:  
Verne warten!

Verne sterben!  
Wenn der Liebe Glück und Leben  
Längst in's Grab dahin gegeben,  
Ist's ja nur ein still Vergehen,  
Führt zum ew'gen Wiedersehen:  
Verne sterben!

Emm. Giebel.

### Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Inzwischen war die Zeit des P. Cavazzi abgelaufen und er sollte dem Willen seines Oberen gemäß sich nach der portugiesischen Festung Massangano begeben. Der König von Oako entließ ihn nur ungern und gab ihm fünf Neger mit auf den Weg, die ihn bis zum Koanza begleiten sollten. Diese aber machten sich schon am dritten Tage mit den Lebensmitteln, die sie trugen, davon, und der arme Missionär sah sich wieder auf die Hilfe seiner zwei schwarzen Diener angewiesen. Um nicht Hungers sterben zu müssen, mußten sie sich von Wurzeln und einer Frucht, die unserer Missel gleicht, ernähren. Nach Erduldung vieler Mühsalen erreichten sie endlich den Koanza, wo sie einige Zeit rasteten.

Mitten im Flusse liegen die beiden großen Inseln Mualla und Kabunda. Die Bewohner wichen anfangs scheu vor ihnen zurück, denn sie fürchteten, man werde sie auf Befehl des Königs Guzambambe mit Gewalt zu Christen machen; als sie aber sahen, wie freundlich und herablassend die beiden Missionäre mit den Kindern umgingen, kamen sie herbei, hörten den christlichen Unterricht und baten um die heilige Taufe. P. Cavazzi erfüllte ihren Wunsch mit Freuden und begab sich, nachdem diese guten Leute ihn und seine Diener ans andere Ufer gebracht hatten, an den Hof des Königs Angola Aariji.

Bevor er von dort aufbrach, zerstörte er den Altar eines Götzen, und reizte dadurch die Wut der heidnischen Priester und ihres Anhanges in solchem Grade, daß er sich in einem Dornengestrüpp verstecken mußte. Der Häuptling suchte ihn des Abends auf und brachte ihm einen Hahn, in diesem Lande eine Aufforderung an den Gast, sich möglichst schnell zu entfernen. Auch ein Gefäß mit Palmwein stellte er neben ihm nieder. Der Missionär war unvorsichtig genug, von diesem Getränk, das vergiftet war, zu kosten. Ohne das Gegengift, das P. Cavazzi nach der Gewohnheit aller hier lebenden Europäer immer bei sich führte, hätte er sicher den Tod gefunden. Aber auch so blieb das Gift keineswegs ohne Wirkung. Nur mit vieler Mühe schleppete er sich zur Festung Kambambe, wo er den Missionsprälaten traf,

der ihn nach Massangano schaffen ließ und Sorge trug, daß er durch einen geschickten Arzt wieder vollkommen hergestellt wurde.

Nach seiner Genesung erhielt er den Auftrag, nach Matamba zu gehen und bei der bekannten Königin Bingha, die sich inzwischen befehrt hatte, die Stelle eines Seelsorgers zu übernehmen. Er verließ Massangano am 16. Oktober 1658 zur Regenzeit, welche die ungesunde des ganzen Jahres ist, und mußte, da er schon in den ersten Tagen Sieberanfälle bekam, längere Zeit in Embakka bleiben. Als er nach seiner Wiederherstellung die Reise fortsetzte, stieß er am vierten Tag in öder Gegend auf sechs Löwen, welche gerade eifrig daran waren, mehrere von ihnen zerrissene Tiere zu verzehren. Die Schwarzen, welche den Auftrag hatten, ihn an den königlichen Hof zu bringen, ließen bei diesem Anblick ihn und das Gepäck im Stich und flitterten, so schnell sie nur konnten, auf die nächsten Bäume, ihn auffordernd, es ebenso zu machen. P. Cavazzi versuchte es zwar, auf einen Baum zu klettern, doch da ihm dieses nicht gelang, warf er sich auf die Kniee nieder und empfahl seine Seele dem Herrn. Die Löwen sahen ihn eine Weile grimmig an, entfernten sich dann aber unter lautem Gebrüll und ließen sogar mehrere frische Fleischstücke unberührt zurück. Als die Schwarzen von ihren Bäumen aus dies sahen, stiegen sie eilends herab und machten sich jubelnd über das Fleisch her, das sie sofort am Feuer brieten und gierig verzehrten.

P. Cavazzi aber dankte Gott aus innigstem Herzen für die wunderbare Rettung, machte sich mit seinen unverlässigen Begleitern wieder auf den Weg und erreichte ohne weiteren Unfall die Stadt Matamba, wo er von der Königin Bingha, dem ganzen Hof und den übrigen Bewohnern mit großen Ehrenbezeugungen empfangen wurde.

Er begann schon am folgenden Tag seine Missionsarbeiten, erwirkte von der Königin den Bau mehrerer Kirchen, da die Zahl der zum Christentum bekehrten Schwarzen unglaublich schnell wuchs, sorgte für die Anlegung eines neuen Friedhofes und erwarb sich die Achtung Binghas und ihres ganzen Volkes in so hohem Grade, daß ihn alles nur mit tiefer Wehmut scheiden sah, als ihn seine völlig zerrüttete Gesundheit zwang, nach Em-

baffa zurückzufahren und die Hilfe eines europäischen Arztes in Anspruch zu nehmen.

Um jene Zeit faszte der neue Statthalter Ferdinand Biaria den Entschluß, einen Feldzug nach Lubolo zu unternehmen, wo

das Heidentum noch immer die Oberhand hatte und die Häuptlinge bei jeder Gelegenheit den Gehorsam verweigerten. Auch ein Feldkaplan sollte mitgehen. Da

P. Cavazzi inzwischen wieder genesen war, fiel die Wahl auf ihn. Am 24. Juni 1659 begab er sich von Embaska nach Massangano, dem

Sammelpunkte des Heeres, wo er von dem Fürsten Guadambabe, den er früher unterrichtet und getauft hatte, mit großem Jubel empfangen wurde.

Während des Krieges, der bei dem hartnäckigen Widerstande der Häuptlinge und der tapferen Verteidigung ihrer festen Plätze fast ein volles Jahr dauerte, war der seeleneifrige Missionär überall be- müht, die Heiden zu unterrichten und zu taufen.

An Mühen und Entbehrungen aller Art fehlte es ihm dabei allerdings nicht; öfters kam er sogar in direkte Lebensgefahr, der er aber jedesmal auf wunderbare Weise entging. Wo er nur immer konnte, leistete er den Schwarzen Hilfe mit Rat und Tat

und sammelte sich dabei über Land und Volk die reichen Erfahrungen, die er später in einem eigenen Buche veröffentlichte, das heute noch als eine der besten und verlässlichsten Quellen jener Zeiten gilt.

Eines Tages wurde P. Cavazzi zu einem sterbenden

Neger gerufen, der zu heilen wünschte, und hatte dabei Gelegenheit, eine höchst merkwürdige, ihm ganz neue Krankheit kennen zu lernen. Er fand nämlich den Kranken ruhig im Kreise seiner Freunde sitzend; von



Die Kleinen aus dem Kindergarten holen ihr Brot aus der Bäckerei in Mariambili.  
(B. Singelus teilt Brot aus, während sein Gehilfe, Br. Deolar, mit neuem Loriot unter der Zitrone steht.)

irgendeinem Anzeichen des nahen Todes war auch keine Spur zu sehen. P. Cavazzi glaubte schon, man habe ihn bloß zum Scherze gerufen und wollte eben seinem Unmut beredten Ausdruck geben, als einer der Anwesenden Rücken und Brust des Kranken entblößte und ihn auf

eine Schwiele aufmerksam mache, die sich gleich einer Schnur zwei- bis dreimal um dessen Körper zog und sich sichtbar fortbewegte. Die beiden Enden, die sich, wie es schien, zu vereinigen suchten, waren nicht mehr weit voneinander entfernt, und man sagte ihm, die Krankheit heiße Schlangenqual. Was sich da im Leibe des Patienten bewege, sei eine Art Schlange; sie suche mit ihrem Rachen den eigenen Schwanz zu erfassen, und sobald ihr das gelinge, schnüre sie die Brust des Kranken so heftig zusammen, daß er ersticken müsse.

P. Cavazzi hatte großes Mitleid mit dem armen Manne, ermahnte ihn zum Gebet und Gottvertrauen, erweckte mit ihm Akte der Reue und hörte dann seine Beichte. Kurz darauf trat ein schwarzer Soldat in die Hütte ein und erbot sich, das Uebel zu heilen. Als man ihm bereitwilligst die Erlaubnis hiezu gegeben, flocht er aus einer Art zäher, stechender Binsen einige Striche und fing an, den Kranken an den Stellen, wo sich die angebliche Schlange zeigte, zu geißen. Diese suchte offenbar den Hieben, die hauptsächlich nach ihrem Kopfe gezielt waren, sich zu entziehen und zog sich immer mehr zusammen, bis sie zuletzt einen unsörmlichen Knäuel bildete. Der Soldat fuhr eine halbe Stunde lang mit der Geizelung fort, bis er endlich den Tod der Schlange konstatieren konnte. Nun verbrannte er die Binsenstriche, vermischt die Asche mit Honig und ließ von dieser Salbe Aufschläge an der Stelle machen, wo die tote Schlange lag. Nach vier Tagen war jede Spur des Uebels verschwunden. Wahrcheinlich hatte der Kranke, der auf so sonderbare Weise kuriert wurde, den sogenannten Guineawurm.

Nach Eroberung der Festung Rangunsie, die zwar viele Opfer kostete, aber die Befahrung und Taufe des Händlings zur Folge hatte, kehrte P. Cavazzi nach Massangano zurück. Doch die Ruhe, die ihm hier zu teil wurde, war nur von kurzer Dauer. Die portugiesischen Kaufleute nämlich, die sich in Klein-Ganghella am Hofe des Schaggaerfürsten Kassange angeiedelt hatten, batzen um einen Seelsorger, und der Missionspräfekt kannte für diesen wichtigen Posten keinen anderen Mann als den P. Cavazzi.

In Klein-Ganghella, wohin sich nun unser Missionär begeben hatte, ist ein merkwürdiger Berg, Chisala mit Namen. Er erhebt sich mitten aus einer großen Ebene und gleicht von fern einem gewaltigen Turme. In ganz Matamba und weit darüber hinaus stand dieser Berg in hohen Ehren, waren doch an ihm in alter Zeit die Gottesurteile vollzogen worden. Wollte nämlich jemand, der eines schweren Verbrechens angeklagt war, es nicht eingestehen, so führte man ihn an den Fuß dieses Berges. Hier überreichte ihm der Ganga oder Oberpriester einige scharfe eiserne Werkzeuge, um mit deren Hilfe den steilen Felsen zu erklimmen. Zugleich warnte er ihn aber auch vor dem Zorn der Götter, die diesen Ort bewachten und jeden Schuldigen bestrafen.

Den ebenso hinterlistigen als geizigen Gangas oder Götzenpriestern aber fehlte es nicht an Mitteln, den Angeklagten zu unterstützen, wenn er reich war und ihren Schutz sich erkauft. Sie beschrieben ihm dann die Richtung, die er einzuschlagen habe, versahen ihn mit guten Werkzeugen und verabreichten ihm eine eigens für diesen Zweck zubereitete Speise, die eine seltene Kraft und Ausdauer verlieh. Auf diese Weise entgingen oft Schuldige der verdienten Strafe, während arme Unschuldige, welche die Habjucht der Gangas nicht befriedigen konnten, elendiglich ums Leben kamen. Man gab ihnen nämlich die schlechtesten Werkzeuge und ließ sie

auf den steilsten und schwierigsten Pfaden emporklettern. Stürzten sie ab, und kamen sie noch lebend am Boden an, so wurden sie als gemeine, von Gott gerichtete Verbrecher erschlagen und aufgezehrt. Wer aber glücklich auf dem Gipfel ankam, wurde, nachdem er auf einem bequemen Weg abgestiegen war, von dem versammelten Volk mit Liebkosungen empfangen und stürmisch beglückwünscht. Die Gangas bestreuten ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit Mehl, um dadurch seine Reinheit und Unschuld anzudeuten, und er kehrte in diesem Zustand triumphierend in seine Heimat zurück.

Klein-Ganghella ist gefund und fruchtbar, und würde, wenn der Boden fleißig bebaut würde, die herrlichsten Früchte zeitigen. Leider sind seine Bewohner, die wilden Schaggaer, Feinde jeglicher Arbeit. Jahr aus jahrein ziehen sie, wilden Bestien gleich, unstill einher, einzigt darauf bedacht, den stets hungrigen Magen durch Fleisch zu sättigen. Sie sind daher immer auf der Jagd, entweder auf wilde Tiere, oder auf die Bewohner benachbarter Länder. Jeder Gefangene wird ohne Erbarmen abgeschlachtet und aufgefressen. Besonders lustig sind die Schaggaer nach dem Fleische der Löwen, deren es eine Menge in ihren Wäldern gibt. Der Genuss desselben scheint sie noch wilder und blutgieriger zu machen, als sie an sich schon sind, denn wenn der Hunger sie treibt, fallen sie über ihre eigenen Stammesgenossen her und verschonen selbst die nächsten Angehörigen nicht. (Fortsetzung folgt)

### Ein Blick ins volle Kaffernleben.

#### Der Krieg.

Bei allen wilden Völkern ist der Krieg die höchste und wichtigste Aufgabe der Nation, ja von ihm hängt die Existenz des ganzen Volkes ab. Jeder körperlich gut entwickelte Mann zählt zu den Verteidigern des Vaterlandes, und man findet unter den Schwarzen, zumal unter den Sulus, Leute von prächtigen Körperperformen. Der Schwächling wird an die Wand gedrückt, die Wand aber ist das Grab.

Wenn eine große Zahl von Kriegern fällt, so hat das nach der Ansicht der Heiden auch sein Gutes: die Überlebenden haben mehr zu essen und eine größere Auswahl unter den Frauen; denn es treffen vielleicht 3 bis 5 Frauen auf einen Mann. Daß solche Grundsätze vertierend auf ein Volk wirken, ist klar. Was bleibt für Geist und Gemüt noch übrig, wenn auf dem großen Weltmarkt Stärke und Muskelfraß allein den Ausschlag gibt?

Ein Bericht über das kaffrische Kriegsweisen wäre keineswegs erschöpfend, ließen wir dabei die Schule und Taktik Tschakas, dieses afrikanischen Napoleons, unerwähnt. Drum hier ein kurzer Überblick über das von ihm eingeführte System: Tschaka verwüstete mit seinen Horden die südafrikanischen Länder ungefähr um dieselbe Zeit, da im Europa die napoleonischen Kriege wüteten. Man schätzt die Zahl der durch ihn getöteten Menschen auf eine Million, und heute noch gibt es Gegenden, welche die Folgen solcher Menschenischlächtereien im großen aufzuweisen.

Der Engländer Prout nimmt an, Tschaka sei etwa ums Jahr 1787 geboren; sicherer ist sein Todesjahr, er starb 1828. Tschaka hielt ein Kriegsheer von ungefähr 100 000 Mann, wovon die Hälfte jeden Augenblick des Rufes zu den Waffen gewärtig stand. Der König war an keine schwierige Bureaucratie und an kein Kriegsministerium gebunden, er brauchte auf keine